

Novemberlaub

Autor(en): **Wille, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 46

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 46
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
17. November
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Novemberlaub.

Von Bruno Wille.

Auf stöhnender Kiefer fidelt der Sturm
Heulende, düst're Balladen;
Es schnaubt sein Odem nebelfeucht
Von nordlichen Seegeftaden.

So trübe der Himmel — als wär's schon
Die Wolken pilgern traurig. Spät.
Im Strudel taumelt verkommenes Laub
Um Baumgerippe so schaurig.

Ein letztes Blättchen, dem Dornenstrauch
Erstelt — in starrem Weh . . .
O mach ein Ende Novembersturm!
Deck zu, du wogender Schnee!

Die letzte Liebe des Stadtschreibers.

Novelle von Maria Waser.

(Copyright by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) 6

Magdalena wandte sich wieder an ihre Stiderei, und wieder suchte sie von unverfänglichen Dingen zu berichten, und die Arbeit führte ihre Gedanken neuerdings dem Kloster zu. Sie erzählte mit Heiterkeit von ihrem Noviziat, wie sie geglaubt, im Kloster in eine gottnahe Stille zu kommen, aber gar bald bemerkte, daß sie in eine kleine geschwähige Weltlichkeit geraten war, und wie die stadtnahen Mauern bloß die menschliche Neugier, das Fasten die Eblust, die Einsamkeit den Welthunger weckten. Und nicht ohne Schalkheit erzählte sie von der armen Nonnen verzweifelter Anstrengung, durch fremde, naturwidrige Übung ein Gelüste zu töten, das dadurch nur gereizt ward, und wie sie einst in eifersüchtigem Wettkasten sich dermaßen überboten, daß der Provinzial einschreiten mußte. Daraufhin sei die Kellermeisterin viele Täg nicht mehr aus dem Küchendampf gekommen. Mit dem Hunger aber sei auch die Ebgier verschwunden, daß man einige Zeit von heiligen und ewigen Dingen wieder vernünftig habe sprechen können. Sie jedoch sei eine Bagnis angekommen ob den erpeinten, blutrie-fenden Nonnentugenden, da Tugend doch so schön und heiter zu haben war, wann man sie unverrenkt von selbst wachsen ließ und ihr den wuchsgemäßen Weg frei gönnte, statt ihn durch Mauer und Bott zum Marterpfad zu wandeln. Und da auch ihre arbeitsgierigen jungen Hände und ihr hilf-bereites Herz die Klostersruhe nicht ertrugen, habe sie den Weg aus der fürnehmen Insel zu den schlichten Weißen Schwestern im Bröwenhaus genommen, wo sie in gemäßigter Freiheit und bei barmherzigem Werk des stillen Lebens Zufriedenheit gefunden habe und das kleine stete Glüd.

Herr Thüring nickte: „Auch für mich war das ein Glüd. Seit mehr als zwanzig Jahren lag ich unterm Boden, wenn

damals nicht unversehens die weiße Bröwenschwester an mein Lager getreten und den Tod verschucht hätte.“

„Ihr übertreibt, Thüring; der fremde verrühmte Arzt, den Meine Herren Euretwegen vom Grafen Eberhard von Württemberg erbat, der war schuld an Euerm Aufkommen.“

Aber er schüttelte bestimmt den Kopf: „Das weiß ich besser. Der fremde Medikus hat mir das Fieber nicht nehmen können; aber wie ich so plötzlich Eure weiße Gestalt wahrnahm, sank auf eins die Blut, und dem Herzen ward's wieder wohl.“

Sie lächelte: „Ich seh Euch noch so gut, wie Ihr zum ersten Male wieder die Augen klar hattet. Ihr schautet mich verwundert an, als ob Ihr von einer weiten Reise zurückgekommen wäret, und nicktet mir heiter zu: ‚Bist du endlich gekommen, Margareta?‘ Und Eure Hausfrau nahm es schier im übeln, weil sie sich mit mir verwechselt glaubte; ich aber wußte, welche Margareta Ihr meintet.“

„Und wußtet es vielleicht doch nicht“ — Herr Thüring sah lange vor sich hin über seine zwischen den Knien gefalteten Hände hinweg — „Die rechte Margareta hab ich gesucht, all mein Leben lang.“

Wieder legte sich Stille zwischen sie. Nur das leise Knistern der Nadel war vernehmlich und hier und da der kleine metallene Laut der hingelegten Schere. Seine Augen folgten andächtig und wie gebannt den ruhevoll emsigen Händen.

Später nahm er wieder das Wort: „Seht, Magdalena, so still und froh kann man mit Euch zusammen sein. Und Euern Händen zuzusehen, das ist mir wie Gesang. Auch meine Mutter hatte solch rastlos gute Art, und die anderen haben mich oft gehelkt, wann der wilde Thüring stunden-